



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Schmidt, Julian: Lebenserinnerungen und Briefwechsel von Friedrich von Raumer.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Lebenserinnerungen und Briefwechsel von Friedrich von Raumer.

Zwei Bände. Leipzig, Brockhaus.

Wir werden diese Mittheilungen, welche uns der achtzigjährige, noch immer liebenswürdige Greis aus seinem Leben gibt, nicht dazu benutzen, eine Kritik seiner verschiedenartigen Leistungen auf den mannigfaltigen Gebieten, auf denen er sich bewegt hat, zu versuchen; ohnehin steht das Urtheil darüber ziemlich fest. Wie er selbst nicht eine vollständige Geschichte seines Lebens gibt, sondern nur einzelne Züge, Anekdoten und Einfälle, wie sie ihm gerade im Gedächtniß liegen, so wollen auch wir uns die Freiheit nehmen, an dem, was er uns mittheilt, bloß zu naschen, und dasjenige hervorzuheben, was gerade unseren Interessen nahe liegt. Nur so viel über das Allgemeine: das ganze Buch ist durchweg unterhaltend, unterhaltend für Jeden und, setzen wir hinzu, mehr unterhaltend als belehrend.

Die Anekdoten und Späße aus dem Gymnasiasten- und Studentenleben lassen wir beiseite, obgleich sich der Verfasser darin recht wohlgefällt; ähnliche Erinnerungen wird wohl Jeder in seiner eigenen Erfahrung finden; nur ein Bedauern wollen wir aussprechen, daß er über Achim von Arnim nicht mehr erzählt, mit dem er zusammen studirte.

12. Januar 1807 schreibt ihm Schleiermacher aus Halle über seine politischen Ansichten, in denen einige Aeußerungen interessant sind. „Die Anschauung der französischen Armee hat mich überzeugt, daß an eine dauernde Herrschaft dieser Macht über unser festes Land nicht zu denken ist, und was man von der französischen Verwaltung sieht, scheint nicht mehr Sorge zu erregen.“ — „Um ein neues Deutschland zu haben, muß wol das alte noch viel weiter zertrümmert werden. Außerdem, daß ich ein Deutscher bin, habe ich wirklich aus vielen Gründen die Schwachheit, ein Preuße zu sein, zu großem Aerger Ihres Bruders und Steffens'. Aber freilich geht meine Leidenschaft auf eine Idee von Preußen, welche vielleicht in der Erscheinung die Wenigsten erkennen. Ob sich nun diese nach der gegenwärtigen Krisis besser herausarbeiten wird, steht dahin; vieles Gute erscheint mir fast unvermeidlich.“ — Man freut sich über diesen gesunden, festen, politischen Sinn bei

einem Manne, der doch in anderer Beziehung den Einflüssen einer mehr geistreichen als gescheuten Schule nicht immer den gehörigen Widerstand entgegensetzte.

Sehr betrübend ist die Correspondenz mit Heinrich von Kleist, obgleich uns Einiges in derselben unverständlich bleibt. Daß Kleist in jedem Augenblick seines Lebens von einem überschwänglichen und in der Regel grundlosen Gefühl beherrscht wurde, liest man auf jedem Blatt seiner Geschichte, und auch seine dichterischen Gestalten verrathen etwas der Art; die Schwäche aber, in der er hier auftritt, ist doch zu arg. — Wir wollen zunächst die Erzählung anführen, die Eduard von Bülow nach Raumers Berichten gibt.

„Kleist hatte sich um allerlei amtliche Unterstützung seines Journals an die Staats-Kanzlei gewandt, und man würde nicht abgeneigt gewesen sein, sie ihm zu gewähren, wenn nicht Kleist's Verbindung mit Müller, dessen zweideutige Gesinnung gegen Preußen man wol schon damals kannte, Hardenberg bedenklich gemacht hätte. Wahrscheinlich fühlte Müller dies und reizte Kleist zu dem Glauben, die Unterstützung würde von Niemand, sonst als F. v. Raumer hintertrieben. Kleist schrieb also an denselben ein paar heftige Briefe und forderte ihn zu einem Zweikampfe heraus. Raumer antwortete ruhig und besonnen, indem er ihm das Unbegründete seines Verdachts bewies, und Kleist schrieb ihm nun einen in demselben Grade demüthigen und abtittenden Brief, als er vorher grob gewesen war. Gegen einen Vermittler, den Raumer Kleist zugeschickt, hatte derselbe unter vielen Thränen Abbitte gethan.“

Dieser Bericht stellt sich nach den vorliegenden Acten als stark übertrieben heraus. Einmal war Raumers Brief nicht ruhig und besonnen, sondern so grob und wegwerfend als möglich, was wir an sich nicht tadeln, welcher Umstand aber zur Sache gehört. Zweitens bedrohte ihn Kleist nicht deshalb mit einem Duell, weil er ihm in seiner Anstellung geschadet habe, sondern weil er annahm, daß Raumer ihn dem Minister gegenüber als einen Lügner dargestellt habe. Was nun die Verhandlung über das Duell und die nachträgliche Abbitte betrifft, so verhält sich die Sache auch anders. Die Verhandlungen über das Duell fanden den 26. Febr. 1811 statt. Es ist kein Protocoll darüber geführt worden, und Raumer selbst behauptet keineswegs, daß Kleist damals abgebeten habe. Der Brief, in welchem Kleist nachmals abbat, wurde erst den 4. April, also über einen Monat später geschrieben, und aus diesem spricht nicht etwa die Furcht, sondern, deutsch herausgesagt, der Hunger. Raumer ist sehr zu tadeln, weil er die Sache so zusammengestellt, daß für Einen, der das Datum übersieht, die Sache sich in ein schiefes Licht stellt: auch hätte ein Wort des Bedauerns und Mitleids für den unglücklichen Dichter nichts geschadet.

Bekanntlich stand Raumer seit seinem Aufenthalt in Breslau 1811 in lebhaftem brieflichem Verkehr mit Tieck; einige Aeußerungen dieses ehemaligen Parteihaupts über das romantische Gefindel, das in dieselben Fußtapfen trat, sind bemerkenswerth. So schreibt er aus Ziebingen 30. März 1815: „Unter so vielen Genies dieser Tage, die ich Ihnen wol nicht namhaft zu machen brauche, stehe ich schon längst als ein Philister und habe mich von jeher so zu ihnen verhalten; denn ich hasse nichts so sehr als Anarchie, sei es im Staat, in der Kunst oder Seele. Leerheit wird nie Leichtigkeit und poetischer Leichtfinn, Unwissenheit allein gibt noch kein Shakespearesches Naturell, ja ein Talent, selbst wenn es da ist, geht auf diesem Wege zu Grunde. Novallis sagt: Gemüth und Geschick (Schicksal) sind nur Synonyme für denselben Begriff; und ich glaube auch Charakter und Talent. Ich kehre die alte Beschuldigung wieder um und sehe in jenen naturalistischen Dilettanten, in jenen Verschmähern der Ordnung und der Erkenntniß (die sich einbilden, das Große und Schöne ginge verloren, wenn man es sich zum Verständniß bringen will) die echten Philister. Denn leben sie nicht von zwei oder drei Begriffen, die wir immer wieder anhören müssen? Sind sie wol des Enthusiasmus fähig? Ist selbst ihre Idolatrie unseres Goethe etwas Anderes, als Spießbürgerei, die ehemals ebenso über Klopstock oder Wieland oder Bodmer faselte? Darin besteht ja der Pedant, daß er nur eins kennt und will, ohne Kraft und Erkennen. Sie sehen auch in Goethe, Shakespeare, der Natur, nur die Decoration, und zwar dürfen ihnen die Coulissen nicht fehlen, und sie bewundern eben am meisten, wenn sie außerhalb der Perspectivlinie stehen und sich ihnen Alles verzerrt. Von frühester Jugend habe ich mich von diesen Naturspielen losgesagt. Möchten sie doch lieber gleich über einen Dendriten, als über einen Claude Lorrain sprechen, denn wenn sie aufrichtig sind, müssen sie in jenem mehr als in diesem sehen.“

Ein andermal, 2. Febr. 1818, spricht sich Tieck über die Nachahmung der Alten aus. „Ich wundre mich oft, wie noch immer gewisse Vorurtheile und Autoritäten uns bedrücken, deren Widerspruch doch so leicht zu lösen ist; es ist das alte leblose Gespenst des Ideals, was noch immer nicht weichen will; jener Glaube, daß es an sich nichts Vollendetes gebe, sondern nur einem höheren Unsichtbaren entgegenstrebe, was dann, scharf angesehen, die Leere oder der Tod sein muß. Das wahre Ideal muß aus sich selbst hervorgehen und sich in sich selbst erfüllen, sich selbst beleben und erklären. Man sagt sonst wol, Puder macht den Menschen jünger, die Perücke macht ihn ehrwürdiger; sie machen nicht, als daß er weniger wie Er, weniger wie ein Mensch aussteht: so erscheint mir jenes Verjüngen, oder ernster und idealischer sein wollen aus der Nachahmung der Alten.“ Er wendet das auf die Geschichtschreibung und auf das historische Drama an: „Es ist leicht, diesen Sachen eine historische

Wirkung, selbst eine starke zu geben, wenn man sie unter einen moralischen, empfindsamen, sogenannten poetischen Gesichtspunkt stellt; oder wenn man didaktisch-polemisch verfahren wollte, und z. B. darstellend die Größe des Mittelalters zeigen. Im historischen Schauspiel muß Wahrheit und Poesie Eins werden, und jene manirirten Bedingungen würden es nur entstellen; von den zugefügten Lügen nicht einmal zu sprechen, die ich ganz verwerfe.“ — Er lobt Raumer's historische Darstellung: „Man steht so ganz in den Sachen, man verwundert sich über nichts, man macht alles mit, und jener klare Tagesdunst einer überzeugenden Gleichgültigkeit (erlauben Sie mir den Ausdruck) ist über alle Gruppen und Gegenstände ausgebreitet, daß man das Theater völlig vergißt, was seit Tacitus und Plutarch fast allen Historikern etwas beimohnt. Der letzte, den ich sehr verehere und ganz aus seinem Standpunkt begreife, hat vorzüglich jene scharfe Manier in die Geschichte gebracht, jenes ewige Staunen und Gerührtsein, welches eigentlich die Wirklichkeit vernichtet. Ich habe auch noch keine schöne Gegend gesehen, wo ich nicht nach fünf Minuten mich einheimisch gefühlt und die Gegend gewissermaßen vergessen hätte; darum ist mir nichts fremder und verhaßter, als die staunenden Naturenthusiasten, die immer staunen, immer hingerissen sind, ohne zur Ruhe, Genuß und Behaglichkeit zu gelangen. Diesen wahrhaft göttlichen Zustand edler Passivität und Unbewußtheit, daß man die größte Umgebung nimmt, als müsse sie so sein, werden Sie gewiß so wie ich in Rom und auf der Reise kennen gelernt haben. Man will ihn sich in der Jugend nicht ansehen, man meint, man sei träge, nicht rührbar; freilich gibt es dann wieder Stunden des Entzückens, wahrhafte Visionen, die jene Natur- und Schönheitsjäger nie kennen lernen, weil sie sich immer mit Gesichterschneiden abgaben, und Sonne, Mond und Meer ihnen auch nur Fragen zurückwerfen. Ich gelte darum bei den Poetischen immer für phlegmatisch, oder selbst grob materiell. Ich lüge nie in solchen Situationen, und bin oft unter zehn Poeten der einzige Prosaischer.“ —

Wir finden diese Aeußerungen sehr charakteristisch für Tieck, der sich als geborner Realist schon in der früheren Periode von seinen idealistischen Glaubensgenossen unterschied und sich später immermehr von ihnen trennte.

Ebenso bemerkenswerth sind seine Aeußerungen über Friedrich Schlegel, 19. November 1824, der um diese Zeit Dresden besuchte. „Ich war mit ihm niemals mehr einig als jetzt auch; unser Verständniß war auch in frühen Jahren nur eine Annäherung zueinander. Er sah damals auf mich gutmüthig herab und ehrte mit fast ausschließender Liebe mein Talent; aber mich eigentlich zu verstehen hielt er doch nicht der Mühe werth, und wenn ich einmal den Ansaß nahm ihn verstehen zu wollen, so verwandelte sich Spinozism, Fichtianism, Platonism und wie es Namen haben mochte,

in Geheimnißkrämerei, und ich wurde freundlich, ironisch abgewiesen, wie der Meister vom Stuhle etwa den Schüler des ersten Grades von sich schiebt. Gerade so ist es denn auch jetzt, nur haben sich die Gegenstände des Geheimnisses geändert. Und doch würde ich es beschwören, daß dieser excentrische Geist nur wenige Menschen mehr liebt als mich, daß er noch weniger nur so viel vertraut. Von meinen neuesten Arbeiten hatte er nur Weniges und flüchtig gelesen, und wenn ich ihm Folge leistete, so begrüßte ich die Novellen, die ich vielleicht noch schreibe, lieber unbedingt in Vergessenheit. Alles dies sei schwacher Wein der Poesie, mit zu vielem Wasser des Verstandes gemischt. Kann sein. Ich antwortete ihm: daß es doch von mir ganz charakterlos sein würde, einem fremden, mir unverständlichen Begriff zu gefallen das aufzugeben, wozu mich Begeisterung unbezwinglich treibe. Darauf sagte er nichts. Er kam aber immer wieder auf diesen Punkt zurück. Auch steht es in seiner Literatur gedruckt, daß unser modernes Leben, wie jede Gegenwart, sich nicht poetisch und romantisch in Schauspiel und Erzählung behandeln lasse. Was ich aber eben nicht glaube. Und wie muß er sich dort selber drehn und wenden, um den Don Quixote, das poetischste aller Bücher, zu retten. Und Wilhelm Meister! Kurz, wir waren hier durch Klüfte in der Ueberzeugung getrennt. Er verehrt jetzt nur die trunkene Poesie des Calderon und der Orientalen, die im berauschten Schwulst oft so unendlich nüchtern ist. Er wirft mir vor, ich hätte den Sinn für Calderon verloren; er den für Shakspeare, was gewiß schlimmer ist. — Tieck hatte damals eine große Abneigung gegen die Pietisten, die allen Sinn für griechische Schönheit verleugneten; Schlegel dagegen hoffte im Stillen, sie würden einen allgemeinen Uebertritt zur katholischen Kirche vorbereiten. „Kurz er kennt den Menschen nicht, er will das Wissen und die Kunst nur dulden, nicht mehr vergöttern, wie er es in früheren Zeiten wol wieder zu unbedingt gethan hat. Diese Revolutionen sind mir auch im Geiste fremd, ich mag sie nicht. Mir war, als sei ich ganz noch wie in meinem sechzehnten Jahre ihm gegenüber. Eigentlich ist es auch der Fall. Was das Weltliche anbetrifft, so meint Schlegel, wir alle ohne Ausnahme lägen seit lange im tiefsten Schlafe, und wüßten weder das Woher noch das Wohin: er habe (damals in Frankfurt) sechs Jahre hindurch die Geschichte und die Gegenwart studirt, und hält nur seine geistlichen Grillen (wie ich diese Ansichten nur nennen kann) für unträglich.“ — Darum las er damals nur historische Tendenzschriften: „Das Interesse am Spiel jener freien Fäden, wo Schicksal, Laune, Leidenschaft und Zufall eins geworden, ist für ihn nicht da; und doch ist, wie im Kleinen, in Allem die Größe erkennen, erst Gott erkennen. Soll Gott ein Papst oder Superintendent, oder einsamer Forscher sein, so ist es mit meiner Einsicht am Ende, und man thäte gut, alle Bücher und auch das

Leben so zuzuschlagen. In dieser Stimmung aber ist er auch. Alles ist ihm zu weitläufig, zu complicirt, im Verhältniß zum nahen Tode, und des Einen was noth thut.“ Raumer, der immer milder urtheilte als Tieck, bemerkt denn doch in Friedrich Schlegel's Schriften, namentlich in den Vorlesungen über Literatur, die böse Absicht: „In dem Schein völliger Billigkeit liegen eine Menge Insinuationen, die beim Leser nicht sowol verwunden, als wie Ungezieser beunruhigen. Das Ding, was diese Leute Katholicismus nennen, ist ungeschichtlich, ein Fabrikat, wie Fichte's Idealismus.“ — Ueber den großartigen Bau der früheren Hierarchie dachte Raumer im Ganzen wie Schlegel. Um das Jahr 1828 hatte Tieck seinen alten Freund A. W. Schlegel in Bonn besucht und sich mit ihm sehr wohl verständigt. Er fand ihn im höchsten Grade erbittert gegen seinen Bruder und bereit, öffentlich gegen denselben aufzutreten, was auch einige Zeit darauf geschah. Schade, daß der Grund dieser Verstimmung nicht angegeben wird. — Wenige Monate darauf starb Friedrich Schlegel. Tieck versicherte, ihn noch immer zu lieben, „obgleich sich unser Wollen und Erkennen fast gar nicht berührten, obgleich er mir in manchen Stunden wie ein Gespenst erschien, für welches es keine Wahrheit mehr geben kann.“

„Friedrich Schlegel“, schreibt Raumer 12. Mai 1829, „hat freilich das böse Schicksal derer gehabt, die mit Gewalt die Schranken alles Menschlichen durchbrechen wollen. Er war zuletzt nichts weniger als Katholik im kirchlichen Sinne, sondern stand auf einer Stelle, die ihn der Kirche gegenüber als Keger bezeichnet hätte. Auslegungen der Apokalypse, darauf gegründete mystisch-symbolische Zeichnungen und Bildchen galten ihm für das Höchste. Er erwartete Wunder, Umstellungen der Sterne am Himmel, große Veränderungen auf Erden vor Eintritt der ewigen Dstern, ja er sprach, als werde er binnen Kurzem Wunder thun, Todte erwecken und Berge versetzen. Und das Alles mit und durch jene Zeichen und Bilder; Magnetismus, Hellscherei, Glaube — und Unglaube durcheinander. — Als Tieck die Größe des Gedankens der Hierarchie anerkannte, aber auf die Mängel in der Ausführung aufmerksam machte, sagte er ungeduldig: das Alles nenne ich ja nicht Hierarchie! — Und was denn? — Wenn Gott Feuer durch Elias vom Himmel fallen läßt! Und er meinte wol nächstens solchen Verus anzutreten. Besonders suchte er die Weiber zu gewinnen, und als er mit Dorothea zerfiel, hat er doppelt Frau von *** zugesetzt. Von Gott so begünstigte Naturen mußten sich von allem Thun und Denken der gewöhnlichen Welt lossagen, anderen Offenbarungen und Erleuchtungen hingeben — d. h. sich ihm und seiner Leitung unbedingt unterwerfen! Hätte Marie (sagte er der widersprechenden Frau) dem heiligen Geist so widerstehen wollen, wäre Christus nicht geboren!“

Vor Tieck's Werken hatte Raumer durchweg die größte Verehrung; einmal, 1. Dec. 1831, steigt seine Begeisterung vor einer der Tieck'schen Novellen so hoch, daß er ausruft: „Alles, was seit Romeo bis Werther von unglücklicher Liebe gedichtet oder gefaselt ward, ist nur ein Rippen an einem Honigknecht im Vergleich mit dieser Geschichte!“ — Freilich wird Tieck auch einmal spitzig, als er bemerkt, wie mild Raumer über alle Dinge urtheilt, und fürchtet, daß die Freundschaft in seiner Kritik eine zu große Stimme habe.

Diese allgemeine Milde wird nur in einzelnen Fällen unterbrochen. Mit einer besonderen Malice wird durchweg Niebuhr besprochen, und zwar in allen Zweigen seiner Thätigkeit; obgleich er dann wieder in späterem Lebensalter ein Riese unter Zwergen genannt wird. Von Schloezer wird 20. Aug. 1802 behauptet, er wisse keine andere Folge der Entdeckung von Amerika anzugeben, als daß man jetzt mit Indigo statt mit Waid färbt; daß ihm die Reformation nur darum wichtig erscheine, weil man seitdem weniger Wachslicht verbrenne und weniger Fische esse. — Ersreulicher ist eine Kritik Fichte's, Band 1, Seite 208—213, welche wir allen denjenigen empfehlen, die heute Fichte für den größten Philosophen ausgeben möchten, weil er ein großer Redner und strenger Moralist war. Wo Fichte ins Positive des Staatslebens eingeht, ist seine Anschauung von einer grenzenlosen Armuth und Einseitigkeit, und es war für die Praxis ein Glück, daß seine Einseitigkeit so kolossal in die Augen sprang; sonst hätte er am Ende noch Schule gemacht. — Auch über Adam Müller wird mit gerechter Strenge geurtheilt.

In Raumer's politischen und religiösen Ansichten findet man, seiner beweglichen Natur wegen, ein häufiges Schwanken, was aber keineswegs ausschließt, daß seine Gesinnung im Großen und Ganzen dieselbe bleibt. Goethe sagt einmal von Wieland, der geistreiche Mann spielte gern mit seinen Meinungen, aber niemals mit seinen Gesinnungen; dasselbe kann man von Raumer sagen. In seiner italienischen Reise, 1817, dominirt die romantische Stimmung, von der sich auch in den Hohenstaufen noch Nachklänge finden; er nimmt einen hohen religiösen Schwung. In einem Brief an seinen Vater, 15. August 1818, spricht er sich leidenschaftlich reactionär aus. „In der That ist ein Hauptbemühen aller meiner Vorlesungen, die unseligen revolutionären Grundsätze, die sich oben und unten in tausend verschiedenen Gestaltungen fast in allen Ländern Europas blicken lassen und unendlich reizender, geistreicher, natürlicher erscheinen, als das alte Hauskleid bürgerlicher Ruhe und genügsamer Zufriedenheit, jene Grundsätze zu bekämpfen und durch alle denkbaren Gründe des Verstandes und tausende von geschichtlichen Beispielen zu widerlegen. Es ist aber damit, wie mit der Kur eines Bandwurms: bleibt auch nur ein fingerlanges Stück zurück, so wächst das Uebel allmählig zur alten Größe hinan, und Niemand hält es für möglich, daß aus

dem scheinbaren Nichts so Vieles werden könne, ja daß aus einzelnen Fäden das Band gewebt werde. Die unselige Besserungswuth, welche sich ganz anders herauspuzen kann, als die bornirte Neigung, Alles beim Alten zu lassen, welche sich ohne Rücksicht auf den inneren Gehalt als etwas unbedingt Guten hinstellt, die hat Europa ruinirt. Nichts von Allem was Gott erschaffen findet Gnade vor ihren Augen, und die Unzufriedenheit gilt mehr als friedliche Demuth für das Princip und den Erwecker alles Guten.“

Sobald aber der Staat irgend eine Lächerlichkeit begeht, wie es namentlich bei den damaligen Censurverhältnissen häufig genug vorkam, tritt der eingeborene Liberalismus bei ihm laut hervor, und seine Heftigkeit führt zu Conflicten mit seinen Vorgesetzten, die dann freilich durch seine Gutmüthigkeit bald wieder ausgeglichen werden. Noch mehr ärgern ihn die religiösen Narren, und er kann zuletzt recht leidenschaftlich werden. So schreibt er 30. Oct. 1826 an Tieck: „Wo der gewöhnlichste Menschenverstand helfen und ausreichen soll, nehmen manche Wunder in Anspruch, und was mich zum Atheisten machen könnte, ist ihnen Beweis der allerbesondersten göttlichen Vorsehung. Sie behandeln Gott wie eine Scheuerfrau, die Schritt vor Schritt nachgehen und Alles rein waschen soll, was bekleckst und beschmutzt wird. Lieber möchte ich der Teufel sein und gelegentlich einen Sünder abwamsen, als den Geschäftskreis übernehmen, welchen Viele Gott zuweisen, nämlich in höchst eigner Person alle Esel tanzen zu lehren. Und was sie Glauben nennen, ist zuletzt der Glaube: ihre Dummheit und Lässigkeit habe das Verdienst guter Werke; auch könne Gott dann am besten zeigen, daß er klüger und weiser sei denn sie selbst. Das vernichtete und verkümmerte Christenthum, wo man auf diesem Wege anlangt, ist meiner ganzen Natur zuwider; es steht trotz allem Gethue nicht höher als der Vers: „Wer früh aufsteht, sein Gut verzehret; wer lange schläft, den Gott ernährt!“ —

„Es ist sehr schwer“, schreibt er 9. Januar 1813 an eine Freundin, „bei Erzählung der jüdischen Geschichte durchzusteuern zwischen verjährtem Aberglauben und frevelndem Leichtsinne, und zuletzt sehen Viele in der unbefangenen Darlegung historischer Wahrheit nur eine laue Gleichgültigkeit. Nirgend habe ich mehr daran denken müssen mich nicht beschwagen zu lassen; denn wie leicht ist's hier, selbst ohne Voltaire zu sein, Einfälle zu haben, ja ich möchte zusehen, wie unschwer ist's, wie Joh. Müller nur das Erhabene zusammenzudrängen und das Abweichende ohne prüfende Entwicklung seitwärts liegen zu lassen. — Ich habe zu meinen Zwecken das Alte Testament wieder gelesen und habe mich 1. daran sehr erbaut, 2. gelangweilt, 3. entsetzt. Ich fordere jeden Ehrlichen auf, den Versuch zu machen, ob er, statt dieses Dreifachen, Alles in eine einzige Reihe von Empfindungen hineinkünsteln, gläubeln oder ungläubeln kann.“

Der liebenswürdige Mann hat über seine Schwäche eine vollkommen klare Vorstellung; und wenn er auch zuweilen gegen Personen, die seinem Naturell zuwider mit rigoristischer Strenge über alle übernatürlichen Dinge urtheilen — z. B. gegen Schloffer durchweg; gegen Voss in den Stolberg'schen Angelegenheiten — heftig wird und von der Sittenlehre nicht viel wissen will, so corrigirt er sich doch bald durch die Betrachtung, daß zur vollständigen Entwicklung des Lebens auch die Einseitigkeit gehört. „Je länger ich lebe“, schreibt er 4. Febr. 1827 an Tieck, „desto eher kann ich mich in andere Leute hineindenken, sie begreifen und ihnen also auch Gerechtigkeit widerfahren lassen; zu persönlichem näherem Umgange werden mir aber die sogenannten geistreichen Leute immermehr zuwider. Denn worauf läuft's mit ihnen meist hinaus? Nur darauf, daß sie eine Ansicht (also das Einseitige) über dies oder das, Wissenschaft, Kunst, Politik, Religion, allein und ausschließend betrachtet, sich zugeeignet, und mit unzähligen kleineren Mitteln zurecht gelegt und gestützt haben. Mit dem Geschwindschießen aus dieser Artillerie des an sich Bedeutungslosen machen sie dann so viel Lärm und Dampf, daß der Unterrichtete, wenn auch nicht aus Furcht, doch der Unbequemlichkeit halber davonlaufen möchte. Jene Geistreichheit ist zuletzt nur eine geschmückte Bornirtheit; und diese verschwägert sich gar zu gern mit dem Fanatismus. Echte Individualität ist von solchem Sectenwesen durchaus verschieden, zu ihm entgegengesetzt; dieses geht immer in Uniform, so eigenthümlich es sich auch anstelle.“ — Gleich darauf fährt er fort: „Wenn Joh. Müller als Student in seinen Briefen gar vielen Professoren, deren Namen man kaum noch kennt, den Beinamen groß beilegt, war das nicht besser, als wenn jetzt die wahrhaft großen Männer allen Anfängern klein erscheinen? Lag dort nicht eine viel größere Fähigkeit der Begeisterung, ein viel frischeres, lebendiges Streben zum Grunde, als bei der negativ kritischen Richtung, die überall à la baisse spielt?“ —

Diese Stimmung ist wol in Aufschlag zu bringen, wenn man sich über Raumers historische Stellung verständigen will. Jedermann erkennt die Nothwendigkeit eines kritischen Zeitalters, welches alle vermeintlich feststehenden Begriffe in Frage stellt, um die Menschen aus der süßen Gewohnheit des Daseins aufzurütteln und sie zu freier Thätigkeit anzuspornen; aber man darf es Keinem verargen, dem in einem solchen Zeitalter nicht wohl wird. Das Gefühl der Pietät, der Andacht, Verehrung ist ein zu süßes, als daß man es nicht mit Schmerz entbehren sollte. In der That geht es auch nie ganz unter, und in der kritischen Periode Deutschlands, die mit den dreißiger Jahren begann und noch heute fortbauert, ist es namentlich die stille Gemeinde Goethes, die den alten Cultus treulich pflegt und sich den Mächten des Krieges und der Zerstörung zu entziehen sucht. Es war nicht eigentlich

die Hegelsche Schule, wie Raumer in jenem Briefe meint, welche die Kritik beherrschte, obgleich sie ihr durch Zerlegung der Begriffe bedeutend vorgearbeitet hat. Es waren in erster Linie Heine und Börne, dann Menzel und seine Schule, endlich Gerwinus und die zahlreichen Aesthetiker und Geschichtsschreiber, die in seine Stimmung eingingen. Wie enge Gerwinus mit Schloffer zusammenhängt, ist bekannt, und daraus begreift sich die Abneigung Raumer's gegen diesen Historiker, der zuerst dem hergebrachten Nimbus der gewöhnlichen Vorstellung als ein Ungläubiger entgegentrat.

Ueber sich selbst hat Raumer ein vortreffliches Wort gesagt: „Ich erlebe alle Stufen der religiösen, politischen, philosophischen u. s. w. Ansichten, mein Kopf und mein Herz versenken sich darin, spielen sie, und nicht bloß äußerlich, und in leerem Scherze, sondern innerlich und ernstlich durch — und doch hege ich keine Furcht, daß ich mir selbst ganz abhanden käme, und nicht mehr der Professor von Raumer wäre!“ — Das Wort charakterisirt ihn so vollkommen, daß wir damit diese Anzeige schließen.

Noch sei die dritte verbesserte Auflage seines beliebten Werks erwähnt: „Ueber die geschichtliche Entwicklung der Begriffe von Recht, Staat und Politik“ (Leipzig, Brockhaus). Das Buch ist, was man von einem Lehrbuche selten sagen kann, im höchsten Grade unterhaltend, und man erfährt doch ungefähr daraus, was die bedeutendsten Denker des Alterthums, des Mittelalters und der Neuzeit sich über das Staatsleben für Vorstellungen gemacht haben.

Julian Schmidt.

Die Denkschrift des Finanzministers Fould.

Dienstag, 12. November, versammelte der Kaiser der Franzosen in den Tuileries seine Minister und Räte zu einer außerordentlichen Sitzung. Zwei Tage später brachte der Moniteur den Gegenstand und das Ergebnis der Berathung. Der Gegenstand war eine Denkschrift des frühern Ministers Fould an den Kaiser über die bedenkliche Finanzwirtschaft, datirt aus Paris, 29. September. Der Kaiser hatte sich zur Ermägung Zeit genommen; seine vollständige Zustimmung zu den Ansichten des Herrn Fould war wohl überlegt. Die Denkschrift wurde im Moniteur abgedruckt, ihr Verfasser über-